REINHARD APPEL

Sprache im Fernsehen. Die Erwiderung des Journalisten auf die Thesen von Erich Straßner

Zu These 1 von Professor Straßner,
im Fernsehen werde der Text, d.h. die Wortsprache gegenüber dem
Bild „deutlich vernachlässigt“:

Ohne die Gefahr einer Vernachlässigung zu bestreiten, möchte ich doch der These aufgrund der Praxis widersprechen, wobei ich mich besonders auf die Nachrichtensendungen beziehe – sie sind das kontinuierlich am meisten eingeschaltete Programm, denn 15 Millionen Zuschauer sehen es täglich.

Straßner These geht z.T. auch von falschen Voraussetzungen aus. Wenn er beispielsweise die Jahresabschluß-Sendung, „Album 88“, als einen Beweis für die „Ideologie eines für sich selbst sprechenden Bildes“ anführt, so hat er just bei dieser Sendung danebengegriffen, denn Karlheinz Rudolph hat bei diesem „Jahresrückblick“ besonderer Art bewußt den Titel „Album“ gewählt, um die bildwirksamsten Filmberichte zusammenstellen zu können. Er hätte dieses Programm auch „Bilderbogen“ nennen können. Rudolph hat bewußt in Kauf genommen, daß dieser Rückblick für die politische Abfolge des Jahres unvollständig ist. Wofür es keine Bilder gab, das hat er nicht erwähnt. Und wenn es schöne, interessante oder auch komische Bilder gab, dann hat er sie, unabhängig von der politischen Bedeutung, ins Album genommen. Den Verteidigungsminister Scholz beispielsweise nahm er nur ins „Album“, weil es das hübsche Bild gab, wie Scholz aus der Gulaschkanone Essen „faßt“ und er – Rudolph – dazu eine witzige Bemerkung machen konnte. Derartige Bildszenen als Bild-„Ideologie“ zu verdächtigen, ist absurd.

Übrigens ist der „Album“-Autor Karlheinz Rudolph in Zeitungen, die einen an den wichtigsten Ereignissen orientierten Jahresrückblick erwarteten, prompt – im Vergleich zur ARD – kritisiert worden. Keine Chronik, sondern einen unterhaltenden Rückblick habe er geboten, wenn auch gerade sein Sprachreichtum, seine Fähigkeit, zum Bild das richtige, ergänzende Wort zu finden, außerordentlich gelobt worden sind. Ich möchte mich diesem Lob anschließen und sehe gerade in Karlheinz Rudolph einen Anwärter für den Medienpreis der deutschen Sprache, denn er ist ein Meister des präzisen, sparsamen, schnörkellosen Wortes. Er liebt die Sprache, er jongliert geistreich mit dem Wort.

Aber Rudolphs „Album 88“ ist als unterhaltendes Bild-Programm ein Beispiel dafür, daß die These von Prof. Straßner für Nachrichtensendungen gar nicht stimmen darf, weil wir sonst staatsvertragswidrig handeln würden, denn der ZDF-Staatsvertrag verpflichtet uns, wie es heißt, „den Fernsehteilnehmern in ganz Deutschland einen objektiven Überblick über das Weltgeschehen, insbesondere ein umfassendes Bild der deutschen Wirklichkeit zu vermitteln“. Es liegt auf der Hand und Sie können es täglich verfolgen, daß es von vielen wichtigen mitteilenswerten Ereignissen oder Erklärungen gar keine Bilder gibt. Weil wir ein optisches Medium sind, bemühen wir uns natürlich um Bilder, oft unzulänglich, manchmal vielleicht zu krampfhaft. Dann kommen die sattem bekannten, oft kritisierten Bilder zustande, in denen Herr Genscher zum tausendsten Mal zu sehen ist, wie er aus dem Flugzeug oder dem Auto aussteigt. Wenn er nicht anders zu erwischen ist, muß halt dieses Routine-Dokument herhalten, um zu belegen, daß er wirklich am Ort ist, wie er aussieht, was er für ein Gesicht macht etc. Uns paßt das auch nicht, aber nur eine Wortmeldung mit unbewegten Standbildern erscheint uns im Fernsehen zu dürftig. Das wäre Antifernsehen. Wir haben uns schon reduziert und Karlheinz Rudolph, der sich drei Monate lang die Bilder der Nachrichtensendungen betrachtet hat, bemerkte neulich, wir seien in der „heute“-Sendung bildärmer und wortlastiger geworden. Vielleicht ist das auch schon ein Ergebnis der Kritik an der Bild-Dominanz.

Wie wollen Sie auch ein so wichtiges Ereignis wie etwa die Morddrohung Chomenis gegen Ruschdi und was in diesem Zusammenhang sonst noch alles passiert ist, im Fernsehen vermitteln? Natürlich in erster Linie über das Wort, über den Text. Man kann Porträts der betroffenen Personen, Demonstrationen und Sitzungen zeigen. Weil der Text dominiert, gibt es hier oft eine Text-Bild-Schere, von der ich aber behaupte, daß sie das Verständnis der Bedeutung der Information nicht stört, nicht ablenkt, sondern eher vertieft.

Im genannten Beispiel ist die Nachricht freilich so gravierend, erschütternd, daß die Dominanz des Textes gewahrt bleibt. Ich räume ein, daß dies in vielen Fällen nicht zutrifft, und ich habe meinen Kollegen Ekkehard Gahntz gebeten, der eine zentrale Rolle in der Nachrichtenredaktion spielt und auch für die Ausbildung junger Redakteure zuständig ist, zur Bild-Text-Schere aus seiner Erfahrung Stellung zu nehmen. Er schreibt mir:

„Die Bild-Text-Schere ist in der Tat ein Grundproblem des Fernsehhandwerks, die Verstöße sind täglich unübersehbar. Wenn Bild und Text nicht zueinander passen, wenn eins vom anderen ablenkt, dann ist der Zuschauer überfordert. Was Auge und Ort getrennt aufnehmen, bringt er im Kopf nicht mehr zusammen.

Wer einen Film betextet, der muß sich stets vor Augen halten: das Bild dominiert. Bilder werden blitzschnell umfassend wahrgenommen, lösen in Sekundenbruchteilen Empfindungen, Gedanken, Assoziationen aus. Aussagen im Text brauchen dazu viel länger. Der Text muß sich also bewußt dem Bild unterwerfen, er muß wie beim Punktschweißen in kurzen Abständen immer wieder am Bild festgemacht werden. In der Praxis läßt sich die Bild-Text-Schere aber sehr oft nicht ganz schließen. Denn der Text soll das Bild ja nicht nur beschreiben, sondern auch ergänzen, einordnen, relativieren. Dort, wo optische Eindrücke die Gewichte zu verschieben drohen, muß das Wort gegenhalten, muß der Text nicht sichtbare Hintergründe vermitteln – und sofort droht die Gefahr der Schere.

Weitere Schwierigkeit: Sehr oft ist von einem Ereignis keine runde Reportage zu bekommen; die Redaktion muß sich also mit Fremdmaterial aus verschiedenen Quellen behelfen. Die Filmagentur oder das ausländische Network liefert die Bilder, die nötigen Informationen aber kommen getrennt von den Wortagenturen – beides oft widersprüchlich oder bruchstückhaft. Daraus nun eine schlüssige Bild/Text-Kombination zu fertigen, bedarf schon hoher Handwerkskunst.

Vieles von dem, was Straßner den Nachrichtensendungen ankreidet, ist auch den Redaktionen bewußt und anerkannt. Warum aber werden diese goldenen Regeln des Fernsehhandwerks so oft vernachlässigt?

Das hängt mit den Rahmenbedingungen der Nachrichtenarbeit zusammen. Das weltweite Informationsnetz wird immer dichter, die Bilderflut immer unübersehbarer, die Schreibgeschwindigkeit der Ticker ist doppelt so hoch wie vor zehn Jahren, der Papierausstoß entsprechend höher, die Zahl der täglichen Nachrichtensendungen nimmt durch die Ausweitung des Programms noch zu. Der Nachrichtenredakteur ist stärker denn je der Gefahr ausgesetzt, zum Informationsbeamten zu werden, der seine Texte wie Akten am Fließband erledigt.

Ein Nachrichtenredakteur muß alle Themen bearbeiten, vom Weltereignis bis zur Wettermeldung. Er soll also in allen Sätteln gerecht sein. Die Folge: Er weiß von allem etwas, aber über kaum etwas weiß er gründlich Bescheid. Ist er da nicht überfordert, wenn er die Bestimmungen der Steuerreform mal eben in die einfache Alltagssprache übersetzen soll?

Und noch eins: Die Nachricht wird weithin als die Grundstufe journalistischer Betätigung angesehen. Als Krone des Journalismus gilt hierzulande die Auslandsreportage oder der Kommentar. So sitzen gerade in den Nachrichtenredaktionen oft junge Kollegen, die selber ihren Sprachstil noch gar nicht gefunden haben. Wo sollen sie die Kraft hernehmen, fremde Texte in Windeseile umzuprägen? Zu selten auch lassen sich Preisträger der Akademien für Sprache und Dichtung zur Nachrichtenarbeit herab – und auch die Schulen und Universitäten bilden – so scheint es – immer weniger sprachmächtige Stilisten heran. Eine Fähigkeit, die auch außerhalb von Nachrichtensendungen zu verkümmern droht, weil das Papier als Kommunikationsträger immer mehr der Elektronik weicht.

So weit Ekkehard Gahntz. Als politischer Journalist möchte ich zur These 1 von Professor Straßner abschließend darauf hinweisen, daß die meisten Informationen aus Politik und Wirtschaft filmisch nicht darstellbar sind. Weil wir aber die Informationen anschaulich und einprägsam vermitteln wollen, versuchen wir als optisches Medium mit Bildern, Karten, Grafiken und Schriften die Verständlichkeit zu verbessern. Die oft kritisierten O-Töne (Originaltöne) haben zumindest den einen Vorteil, daß es keine Text-Bild-Schere gibt. Weiterer Vorteil des O-Tons: Die von Straßner bemängelte Schriftsprache wird vermieden.

Übrigens, je komplizierter Sachverhalte sind, desto schwerer (und zeit- aufwendiger!) ist es, sie in Sprechsprache umzuformulieren. Der von Prof. Straßner zitiert „Normalverbraucher“ hat wahrscheinlich einen zu geringen Wissensstand, als daß er auch in Sprechsprache formulierte komplexe Sachverhalte sofort und ohne Erklärung verstehen könnte.

Beispiel: Wer weder weiß, was die EG ist, noch was Agrarsubventionen sind, wird eine noch so einfach formulierte Meldung über deren angestrebten Abbau nicht verstehen können. In den Nachrichtensendungen können solche Erklärungen – auch aus Zeitgründen – nicht jedesmal neu gegeben werden.

Meine Gegenthese zu Professor Straßner lautet also: Text ist kein Selbstzweck, ebensowenig wie das Bild. Text und Bild sind Träger von Informationen. Bildgerecht texten heißt nicht Vernachlässigung einer dieser Elemente, sondern sinnvolle gegenseitige Ergänzung.

Zu These 2 von Professor Straßner,

„die im Fernsehen übliche Sprache erreiche nicht alle möglichen interessierten Adressaten, weshalb das Fernsehen nicht als Informations- und Bildungsinstrument gerechtfertigt werden könne“.

Ich halte diese These – pardon – für starken Tobak, für eine Provokation, für unbewiesen und in dieser allgemeinen Formulierung für falsch. Die Tatsachen sprechen eine andere Sprache.

Fast alle Fernsehzuschauer beziehen nach meinen Informationen ihre täglichen Erst-Nachrichten in ersten Linie nicht aus den Zeitungen, nicht aus dem Hörfunk, sondern aus dem Fernsehen. 15 Millionen sind es täglich im Durchschnitt, die „heute“ und „Tagesschau“, „heute-journal“ und „Tagesthemen“ einschalten. Ein klarer Vorsprung der öffentlich-rechtlichen Fernsehsysteme ergibt sich auch im Kabelbereich, wo uns die „Privaten“ sonst sehr zu schaffen machen; gerade auch bei den sonstigen Informations- und Bildungssendungen. Aber in den Nachrichtensendungen ist unsere Akzeptanz bei den Zuschauern ungebrochen. Ja, im Ge-

genteil: Die Experimente der Privaten, uns in den Nachrichtensendungen den Rang abzulaufen, indem sie „locker vom Hocker“ in Sprechsprache versuchten, die Nachrichtensendungen neu, d.h. für die Zuschauer attraktiver zu gestalten – diese Versuche sind aufgegeben worden, und man hat sich uns wieder angepaßt. Glauben Sie, das ist erfolgt, weil wir – wie Herr Straßner behauptet – als Informationsinstrument versagt haben?

Aber so sehr ich mich gegen pauschale Vorwürfe wende, so sehr will ich mich selbst davor hüten, die Sprache im Fernsehen pauschal zu verteidigen. Es gibt etliches zu kritisieren, aber es gibt auch Gründe, weshalb manche Fehler schwer zu vermeiden sind.

Ich habe meinen Kollegen Ekkehardt Gahntz von der Hauptredaktion „Aktuelles“ im ZDF gebeten, mir auch hierzu aus seiner täglichen unmittelbaren Erfahrung seine Ansichten zu unserem Thema zu vermitteln, und er schreibt:

Wer nur die Fernsehredakteure kritisiert, der macht es sich zu einfach. Seine Kritik greift zu kurz, denn sie sind ja nur das letzte Glied einer ganzen Informationskette. Sie sind – verglichen mit dem Warenfluß – die Einzelhändler, die sehr oft unvollkommene Produkte von Großhändlern und Herstellern beziehen. Die Hersteller, das sind die vielen Politiker und Funktionäre, die sich oft hinter sprachlichen Nebelwänden unangreifbar zu machen versuchen. Ihre Aussagen werden nun vom „Großhandel“ übernommen, nämlich von den Nachrichtenagenturen, deren Korrespondenten unter Zeit- und Konkurrenzdruck gar nichts anderes übrig bleibt, als Kommunique und Statements einfach zu übernehmen.

Und wäre es nicht auch gefährlich, die Aussagen eines Politikers sprachlich in die Mangel zu nehmen und dabei möglicherweise zu verändern oder gar zu verfälschen? Muß nicht vieles in der politischen Diskussion als Zitat wortgetreu weitergereicht werden? Auch das Unzulängliche? Meinen Sie denn, Bundeskanzler Kohl hätte sich die Floskel, „in diesem unserem Lande“, abgewöhnt, wenn wir sie ihm nicht immer wieder vorgehalten hätten? „Es gilt das gesprochene Wort.“ Diese Formel hat auch für den Nachrichtentransport seine Bedeutung.

Dies alles gilt natürlich vor allem für die reine Nachricht. Es gilt nicht für den Reporter, der seine Wahrnehmungen möglichst plastisch mit eigenen Worten zu schildern hat.

Eine Kollegin von mir, Frau Dr. Lehmann, hat sich auf meine Bitte einmal die Mühe gemacht, unter großem Zeitaufwand einen x-beliebigen, aber für unsere Nachrichtensprache typischen Satz so unterschiedlich zu formulieren, daß ihn die Zuschauer mit verschiedenem Bildungsniveau verstehen, also aus der „elitären“ Sprache in die Sprechsprache.

Zunächst die „elitäre“ Version aus der SZ:

Die Bundesregierung hat am Mittwoch einer deutlichen Verschärfung der Außenwirtschaftskontrollen zugestimmt und beschlossen, die Beteiligung von Deutschen an der Herstellung biologischer und chemischer Waffen im Ausland mit drastischen Freiheitsstrafen zu bedrohen.

In der Sprechsprache, wie sie „Lieschen Müller“ benutzen und sicher auch verstehen könnte, würde der Satz dann so lauten:

Also, die Regierung will jetzt richtig durchgreifen und viel schärfer gucken, welche deutschen Firmen im Ausland mitmischen, um dort Waffen bauen, und zwar solche, die durch Chemie oder irgendwelche Mikroben Menschen töten. Wer so etwas tut, soll ins Gefängnis. Ja, das hat die Regierung am Mittwoch beschlossen.

Als „Mittelding“ zwischen einer „elitären“ Sprache und der von „Lieschen oder Heinrich Müller“ könnte ich folgende Version anbieten:

Die Regierung hat am Mittwoch zugestimmt, daß viel strenger kontrolliert werden soll, wer welche Waren ins Ausland liefert. Außerdem wurde beschlossen, deutsche Bürger, die daran beteiligt sind, chemische und biologische Waffen im Ausland herzustellen, mit hohen Gefängnisstrafen zu bedrohen. Chemische Waffen tragen giftige Stoffe, z.B. Gase, in sich und verseuchen dadurch Menschen, Tiere und Pflanzen. Biologische Waffen dagegen sind mit lebenden Organismen bestückt, z.B. Viren oder Bakterien, die bei allen Lebewesen, die von ihnen infiziert werden, Krankheiten oder den Tod bewirken können.

So etwa könnte unsere Nachrichtensendung für Kinder, „logo“, diese Meldung formulieren. Aber für die 19.00-Uhr-„heute“-Sendung ist das auch keine Lösung, zumal wir nicht jedesmal erklären könnten, was C- oder B-Waffen sind. Nachrichten sind keine Volkshochschule!

Ich fasse zusammen:

Die Kritik Straßners läßt außer acht, welche Entwicklung die Sprache in den Nachrichtensendungen genommen hat. Gerade unter dem Gesichtspunkt der Verständlichkeit für „Hörer“ legen wir Wert auf einen logischen und klaren Aufbau jeder Meldung und auf einfache Sätze ohne Verschachtelung. Außerdem bemühen wir uns, möglichst „volksnah“ zu formulieren. Maßstab ist die Alltagssprache, die aber in den Nachrichtensendungen nicht ohne Einschränkung angewandt werden kann.

Grenzen werden gesetzt durch die gebotene Präzision der Formulierungen (die Umgangssprache ist eben nicht immer genau) und auch durch das Gebot, Nachrichten und Kommentare zu trennen. Allein dieses gesetzliche Gebot prägt in erheblichem Umfang Stil und Inhalt von Nachrichten und damit auch die Nachrichtensprache. Allzu volkstümliche Redewendungen können Sachverhalte verfälschen. Schmückendes

Beiwerk, wie gefällige Adjektive, bringen schnell durch die Hintertür den persönlichen Kommentar in die Nachricht. Außerdem stören überflüssige Formulierungen den Nachrichtenfluß. Hier sind also sprachlichen „Lockerungsübungen“ in Nachrichtensendungen unverrückbare Schranken gesetzt.

Zu These 3 von Professor Straßner,
nach der „das Fernsehen die verhüllende Sprache der Politiker über-
nehme, so daß ein 'verkürztes Denken' der Journalisten auch auf die
Konsumenten, auf die Bürger übergreife“.

Es wird Sie nicht wundern, daß ich auch diese These – bei allem Respekt – nicht akzeptiere, obwohl ich dankbar bin, daß Straßner den Finger auf eine Wunde legt, und ich gerne mit ihm zusammen überlegen möchte, wie man auf diese Entwicklung heilend einwirken kann.

Zunächst wehre ich mich dagegen, das Fernsehen zum alleinigen Sündenbock für Fehlentwicklungen in der Sprache zu stempeln. Sie sollten das Fernsehen vor allem nicht überfordern. Ich bin ein alter Zeitungsmann und bedauere, daß für die Masse der Zuschauer das Fernsehen als das „vertrauenswürdigste“ Medium gilt, denn ich bin davon überzeugt, daß ohne Zeitungen, ohne das geschriebene, differenzierte Wort die Informationen aus dem Fernsehen unzulänglich bleiben. Wir liefern das Neueste in Kürze. Wer es genau wissen will, kann auf die Zeitung nicht verzichten. Wir ergänzen uns. Wir wecken Appetit. Den Hunger muß man woanders stillen. Daß durch das Fernsehen die Auflagen der Zeitungen zurückgingen, wie befürchtet wurde, ist ein Märchen geblieben. Die Zeitungsauflagen sind im Gegenteil kräftig gestiegen.

Die Gefahr, daß die Bürger vom „verkürzten Denken“ der Fernsehjournalisten infiziert werden könnten, halte ich angesichts der vielen Medien für nicht so groß wie der Herr Professor, dem ich übrigens auch widersprechen möchte, wenn er den Kommentar als medienfremd bezeichnet. Erstens sind wir durch den Staatsvertrag auch zur Meinungsbildung verpflichtet, und Meinung kann man vor allem dadurch bilden, daß man eine Meinung anbietet. Zweitens wäre es nach meinem journalistischen Selbstverständnis eine wesentliche Einschränkung der Meinungsfreiheit, wenn man ausgerechnet im verbreitetsten Informationsmedium den Kommentar unterlassen oder sogar untersagen würde. Manche Politiker wollen das. Sie werden sich hoffentlich nicht durchsetzen.

Daß man Kommentare deutlich formulieren und nicht nur als Analyse nutzen sollte, steht auf einem anderen Blatt. Auch die Verallgemeinerung von Professor Straßner, daß Moderatorentexte vorfabriziert seien,

stimmt nicht ganz, denn in live-Situationen muß man in der Regel auch die Moderation frei formulieren. Ruprecht Eser vom „heute-journal“ ist ein gutes Beispiel für einen Fernseh-Moderator, der auf vorfabrizierte Texte nicht angewiesen ist, bei dem es übrigens auch keine „ritualisierten Interviews“ gibt. Auch die Behauptung Straßners, in den Nachrichtensendungen dominiere die Bildinformation, ist fragwürdig, weil wir a) ein Bildmedium sind – was soll denn bei uns sonst dominieren – und b) der Vorwurf, wir vernachlässigten die Wortinformation, haltlos wäre, wie ein Vergleich mit den wichtigsten Meldung einer Zeitung jeden Tag beweist.

Den Vorwurf Straßners, daß vorwiegend Meinungen exponierter Persönlichkeiten von Regierungs- und Parteienvertretern wiedergegeben werden, halte ich für merkwürdig, denn die Wiedergabe von Meinungen gewählter Mandatsträger ist eine selbstverständliche Informationspflicht in einer repräsentativen Demokratie, wie auch das Bundesverfassungsgericht kürzlich festgestellt hat, als es den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten die Pflicht zur Grundversorgung in der Information auferlegte. Den Vorwurf, Meinungen von Bürgern ohne Funktion kämen dagegen nur selten vor, halte ich für unangemessen, wenn ich an die vielen Publikumsrundsendungen denke. Ich selbst habe im ZDF viele Bürgersendungen moderiert.

„Democracy ist government by discussion“. Wir haben die Aufgabe, die Positionen der Gewählten immer wieder darzustellen. Das ist ein Stück demokratische Kontrolle. Natürlich gehört zur Grundinformation auch die Meinung der Bürger. In Meinungsumfragen, die wir institutionalisiert haben, und Bürgersendungen, wie ich sie entwickelt habe sowie Straßenumfragen versuchen wir dem gerecht zu werden. Außerdem verstehen wir Journalisten uns auch als Anwalt des Publikums.

Aber die verschleiernde und verhüllende Sprache der Politik ist objektiv ein Problem. Die Worthülsen und Plastikwörter (Uwe Pörksen sei Dank für diese treffende Wortschöpfung) nehmen immer mehr zu. Politiker glauben, so reden zu müssen, daß ihre Aussagen (insbesondere vor den Medien) den größtmöglichen Konsens erreichen. Ungenaue Äußerungen werden demnach bevorzugt, weil sie weniger Widerspruch hervorrufen als genaue. So tut der Satz von der „progressiven Anpassung des Steuersatzes“ schon darum weniger weh, weil nicht jeder gleich kapiert, was damit gemeint ist.

Tatsächlich ist es oft sehr schwer, in Nachrichtensendungen die Sprache, z.B. von Politikern, durchschaubar zu machen. Wenn man Zitate interpretiert, begibt man sich in die Gefahr der Verfälschung, zumindest setzt man sich leicht dem Vorwurf aus. Am liebsten wäre den Politikern, wenn

man ihre Äußerungen ungekürzt, unkommentiert wie in einem Staatsfersehen vermittelte. Journalisten, die fragen, erklären und kommentieren, stören nur. Das wird niemand öffentlich sagen, aber manche denken so.

Ohne das Zitat – indirekt oder wörtlich – und ohne O-Töne wird eine Nachrichtensendung freilich nie auskommen, zumal wenn sie ein Bild der Wirklichkeit wiederzugeben hat, zu der die politische Diskussion über wichtige Themen natürlich gehört. Die Frage ist nur, mit dem richtigen Spürsinn bei den Zitaten die Spreu vom Weizen zu trennen und die Meßlatte des Neuigkeitswertes konsequent anzulegen.

Im übrigen haben wir in den Nachrichtensendungen des ZDF von Anfang an den Akzent besonders auf die journalistische Eigenleistung gelegt. Korrespondentenberichte, Erklärstücke, Interviews und Kommentare helfen, schwierige Vorgänge durchschaubar zu machen. Damit wollen wir auch – in Professor Straßners Sinne – Vernebelungstendenzen in der Sprache der Akteure entgegenwirken.

Die Thesen 4 und 5 von Professor Straßner betreffen den Unterhaltungsbereich, wo Sprech- und Schriftsprache (auch wegen der simplen Handlungsabläufe) nicht auseinanderklaffen. Hier gibt es auch nicht die Probleme der Text-Bild-Schere, denn das Dargestellte bildet mit dem Gesprochenen eine Einheit und entspricht weitgehend unseren täglichen Erfahrungen. Deswegen gibt es hier auch kaum Verständigungsschwierigkeiten.

Interessant ist die Anmerkung Straßners, in der er bemerkenswerterweise der Sportberichterstattung im Fernsehen eine „angemessene Sprach- und Stilform“ zugesteht. Ich würde hier manche Einschränkungen, insbesondere im Blick auf die Brutalisierung des Sports, aber auch auf die Sprache machen. Dennoch gibt es auch hervorragende Beispiele für Straßners Anerkennung, und das ist kein Wunder, denn Sportreporter haben auch andere Aufgaben als Korrespondenten! Sie dürfen emotional sein, beschreiben nur tatsächliche Abläufe und bieten nur dann Hintergründe, wenn sportlich „nichts zu sehen“ ist. Abgehackte Sätze, Wiederholungen, Ausrufe, das alles ist einem Sportreporter gestattet – aber nur ihm! Er kämpft nicht mit der Text-Bild-Schere, muß nicht einen bestimmten Stoff vermitteln, darf Meinungen loswerden, darf sich freuen und darf bedauern. Das alles verhilft einer Sportreportage zu „Lebensnähe“. Bei einem Filmbericht in einer Informationssendung aber wären derartige Stilmittel fehl am Platze.